

Aus abgesperrter Welt

Was jeder einzelne in dieser Zeit der Unberechenbarkeit als das Wesentliche empfindet: seine eigene innere Welt zu festigen und möglichst unabhängig von den verwirrten und verwirrenden Zufallsformen der Umwelt zu machen, seltsam, dieser zwingende Zug seelischer Notwehr scheint in immer höherem Maße jetzt auch das scheinbar Unbesetzte, Städte, Provinzen und ganze Länder zu ergreifen. Ist es Reaktion auf eine Epoche, da der Staat einem bis ins Eingeweide der Existenz griff, die Gemeinsamkeit alles Persönlichen unterjochte – jedenfalls, in elementarem Rücklauf strebt nun jedes Gebilde aus der Gesamtheit, persönlichen, zu isolieren, sich abzusperrten. Jeder verwirklicht eine Form möglicher Unabhängigkeit, verzichtet lieber auf Ungewöhnliches, als diesen Gewohnheiten hörig zu werden, und sucht sich neue Möglichkeiten der Existenz um der Freiheit willen.

Wie diese Gewalt geheimnisvoll ganze Länder ergreift, ward ich zum erstenmal in der Schweiz gewahr. Das erste Kriegsjahr traf das Land verströmt über den Verlust seiner besten Industrie, des Fremdenimports, man klagte, man suchte nach Gästen; zwei Jahre später, und das Land wollte sie nicht mehr. In einer geheimnisvollen Verwandlung hatte es sich der neuen Existenzform angepaßt und begann schon Dämme aufzurichten. Nahrungsmittelknappheit, politische Vorschüsse schienen die äußeren Motive zu sein, aber tief innen im Unbewussten hatte längst eine Strömung zu sich selbst hin begonnen, eine geheimnisvolle Einkapselung des persönlichen Wesens, ein Regenerationsprozeß des nationalen Bewußtseins: das Land war seines Alleinseins froh wie ein Mensch es ist, ein wahrhafter, der der anmakenden Geselligkeit zu sich selbst entronnen ist. Und nun bildet sich dieser seltsame Prozeß der Isolierung politisch, moralisch, ökonomisch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land stärker aus, jenes umzäunt sich, umgrenzt sich. Zwischen Wien und Linz und Salzburg stehen papierene Mauern: das älteste Gesetz des Menschen, sein Unrecht auf die ganze Erde, die Freizügigkeit ist zum erstenmal innerhalb einer Nation selbst weggenommen und jeder als Höriger an ein Stück Erde angegalt.

Sind wir uns bewußt, einen wie seltsamen Augenblick wir damit erleben? Wie viel Jahrhunderte scheinbar zurück in Zeiten mythischer Gesetze und wie doch inmitten neuer, noch werdender Formen? Rückschritt dies zu nennen, wäre klein gedacht – so sehr auch solche Einkerkung des Menschen in nationale und städtische Härden vergangen und erniedrigend scheint – es ist nur eine Welle, vielleicht ihr äußerstes Zurückgeben, ehe sie wieder vorwärts schäumt; vielleicht ist uns vorbehalten, durch das letzte Stadium der Verdorfung und des Partikularismus durchzugehen, das Nationale in seiner letzten Überspitzung, im Grenzraum von Stadtmauern zu erleben, damit dann mit ungeheurer Schwungkraft der freie Wille freizügig über alle Länder und Meere hinstürzt. Vielleicht vor dem Europäertum noch diese letzte paradoxe Beschränkung zu erleben, aus Notwendigkeit geboren, aus niederer Notwendigkeit der Notdurft, um aus der höheren, der Notwendigkeit des Geistes, dann für immer vernichtet zu werden. Und seltsam: selbst dieser Augenblick, den spätere Zeiten mit unverständlichem Mitleid belächeln werden, auch er ist voll eigenartiger Schönheit.

Schönheit vor allem, weil jetzt die Landschaft reiner und eigenlebiger ist, die Städte wesenhafter, seitdem ihr Wesen sich selbst lebt, sich selbst genießt, statt Schauspiel zu sein und Schacher zu treiben mit seiner Schönheit. Verbindung befruchtet, Absperrung bewahrt Kulturen: Japan ist dafür das denkwürdigste Zeugnis der Geschichte, das rein seine göttlichen Formen bewahrte bis zu dem Tage, da die amerikanische Fregatte ihren Kiel an seine Felsen stieß. Dessen Macht, dessen Wissen, dessen Zivilisation wuchs seit jener Stunde. Aber dessen Seele für immer verging. Manche Länder, manche

Kenner sprechen von einer Sensation: Dieser Artikel von Stefan Zweig, erschienen im Juli 1919 in der „Neuen Freien Presse“, blieb seither unentdeckt und unveröffentlicht. Er endet mit einer Vision über Europa, die auch heute aktuell ist. Zweig hat nur wenig über Salzburg geschrieben. Auch vor diesem Hintergrund gewinnt der Text an Bedeutung.

Städte haben heute schon erkannt, daß von allen Industrien keine moralisch verderblicher, keine widerlicher ist als die Fremdenindustrie; und der Fremde, er selbst fühlt es unbewußt, wenn er als Einzelnr, als Zufälliger der Seele einer Landschaft nahetritt, wenn ihm einsame Zwiesprache verstattet ist mit dem unfassbar Geschwisterlichen, das sich in jeder Schönheit birgt.

Nichts wunderbarer als die Natur ohne Menschen zu sehen und Städte nur mit ihren eigenen. Nie schien mir Salzburg und das ganze abgesperrte Land schöner als in diesen ersten Sommertagen. Der Krieg hat nicht viel vermocht wider die kleinen Städte, denn nicht die Natur führte Krieg, sondern die Menschen, und je mehr eine Stadt naturhaft blieb, um so mehr ist ihr das heilig Unabänderliche des Zeitlosen erhalten. Indes ich Wien kaum mehr erkannte in seinem innersten Wesen nach zwei Jahren, so sehr war es umgeschichtet in seinen Klassen, so überflutet von neuen Elementen, so unwahr in seiner Luftigkeit, so grauem in seinem Elend – diese helle Stadt hier war mehr sie selbst als je. Die Wunden vernarbt, viel Fremdheit abgestoßen: keine Automobile zwar mehr, die stauend durchstürmen, nicht die bunten Wolken der Reisenden vor dem Bahnhof und in den Straßen, aber doch Lebendigkeit und bewegte Tätigkeit. Abends schläft sie wie früher ein: die Plätze werden leer, die Lichter funkeln rascher aus, die Glocken hallen durch leere Gassen, regelmäßiger teilt sie ihre Stunden jetzt in Arbeit und Kraft. Und man fühlt, sie lebt ihr eigenes Leben.

Aber lebte sie nicht von Fremden, diese Stadt, jahrzehntlang, war ihr Blut nicht die wandernde Schar der Gäste und Touristen, die gingen und kamen? War sie nicht gerüstet für Tausende und fehlt jetzt nicht diese Fülle? Vergeblich bemüht man sich das Vakuum, die leere Stelle zu sehen, die das Fortleben von Tausenden und Abertausenden in einer solchen Stadt gelassen haben. Und seltsam, man findet es nicht. Städte sind Organismen mit der ganzen erstaunlichen Fähigkeit der Anpassung: die tiefste Wunde vernarbt in kürzester Zeit, wenn die innere Lebenskraft noch tätig ist. In geheimer Umschaltung verwandeln sich die Kräfte: die Leere ist gänzlich aufgezehrt, alle Wohnungen besetzt, selbst die Hotels teils in Wohnungen und Bureaux verwandelt, teils durch Dauermieten entschädigt. Das Theater, das Mozartem können über Besuch nicht klagen, obwohl sie nicht mehr von Wien Gäste und Besucher borgen: sie wirken (und stärker als früher) aus eigener Kraft. Für sich allein hat die Stadt jetzt ein Bildungsamt geschaffen, jeder Tag bringt Projekte, Pläne, und wäre Material vorhanden, so wüchse über Nacht Haus an Haus, so drängt – statt der erwarteten Leere und Ermattung – erstaunliche Fülle aus der zu eng gespannten Mauerbrust. Indes Wien in schwersten Krisen sich krümmt, erstickt von seinen Menschen, unsicher seiner Zukunft, ist die Provinz schon fertig geworden mit dem Krieg; daher auch dieses erstaunliche Selbstbewußtsein der Länder, der kleinen Städte, der Triumph einer gelösten Ab-

hängigkeit, Triumph auch des Organischen über das Künstliche, des Sinnvollen der kleinen Stadt über das Sinnlose der wildwuchernden Millionenmasse.

Ganz zeitlos wirkt diese Stadt und jetzt innerhalb dieser grauenhaften Zeit mehr als je. In den grünen Feldern vor den letzten Häusern verliert sich das letzte Erinnern an die drückende Gegenwart. Und steigt man hinauf zum Gaisberg oder zum Untersberg, hingreifend mit dem Blick über die weiche Gelände und dem zauberischen Spielzeug der Burgen und Kirchen inmitten, so fragt man sich, ob all die Gestalten, an denen (oh, nur scheinbar, denn wer hat Macht über den Freien?) unser Schicksal hängt, nicht nur Wahn sind und Traum, wie der gute Kaiser Carolus, der hier im Berge sitzt und wartet, wieder mit gepanzerten Rittern die Schlacht auf dem Wälsfeld zu schlagen.

Und da kommt der Wunsch ganz unbeten, einmal wieder das Salzkammergut zu sehen, das verschlossene Land. Seit mehr als zwanzig Jahren, seit der Kindheit hatte ich es gemieden aus der leidenschaftlichen Abneigung, dort die Menschen zu sehen, dieselben, die man schon zu Hause genugsam und übergenugsam kannte. Nun aber, da das Gehäuse leer ist vom Schwall und Schaum dieser Leute, nun schien die Stunde gut und die ersten Juni tage waren schnelle Verlockung.

Und wirklich, nun lag es rein und klar in einer zauberischen Verlassenheit. Auf den Seen kein Boot, die Villen geschlossen und doch wie selbstverständlich all das, gar nicht traurig, gar nicht bedrückend, von einer einfachen und sehr lieblichen Anmut. Ischl selbst, ein sonntägliches Dorf, die Esplanade leer, die Häuser verschalt, alles funkelnd in herbem Licht und geklärtem Sonnensonnenglanz. Seltsam, wie man nun das Verjährte, das Verlassene, das Verblühte dieser Salzkammergukurorte spürt: der Luxus hier, die großen Hotels sind meist ein halbes hundert Jahre alt, viele der Villen primitiv, in einem ganz billigen, ganz einfachen Stil, der so merkwürdig altösterreichisch ist, so gar nicht dem bayerischen oder schweizerischen vergleichbar. Ein stiller Verfall, ein leiser Tod, etwas von Welksein oder Verblühen scheint auf all diesen Häusern: man spürt, der Luxus ist seit Jahrzehnten weiter weggegangen in die großen mondainen Bäder der Internationale, indem dies immer ein österreichischer Kurort blieb, etwas Provinz, etwas Familie. Vielleicht spürt man das weniger, wenn diese Häuser mit Großstädtern voll sind, die Promenaden in Farben funkeln: aber jetzt wie arm, wie lieb, wie still sind diese Häuserfronten, viel mehr idyllisch als mondain. Und selbst die kaiserliche Villa, die man aus Kindertagen sich groß träumte und prunkend, sie liegt da wie irgend eines reichen Mannes Jagdhäus, nicht mehr. Von der Warte oben umfaßt man das Bild: also ist alles, sagt man sich eigentlich erstaunt, dies schon Ischl, dieser kleine liebliche Ort, der sich rasch ins Grün verliert, dies die Residenz eines Kaisers, eines Hofes, der Sommer einstmals einer ganzen Stadt, eines Reiches fast!

Man ist erstaunt, es so klein, so kleinbürgerlich zu finden, ist enttäuscht und beglückt: denn wie schön wiederum lehnt sich dieser Ort in die Landschaft hinein, wie anspruchslos ordnet sich hier Haus an Haus, etwas Idyllisches, das in anderen Ländern selten zu finden ist, waltet hier in grüner Stille. Und ein besonderer Geist, ein verlorener Tod sich hier auf, von dem man nicht sagen kann, ob er ein guter war, aber indem man eine große Bescheidenheit fühlt, eine Genügsamkeit. Seltsam, man meint ihn zu kennen, von all den anderen abgeblühten und überholten Kurorten Österreichs, von Vöslau und Berchtdoldsdorf, von kleinen Seen in Kärnten, wo auch dieser leise Tod, diese sanfte Trägheit über den Orten liegt, dieser Wille zu bleiben und nicht waldständig zu werden wie die deutschen Kurorte und die böhmischen, und in Tirol Bozen und Meran, die stark aufwachsen in die neue Zeit. Ich kann mir denken, was dies alten Leuten bedeuten muß, diese Orte so zu sehen wie vor zwanzig, vor dreißig, vor fünfzig Jahren, kaum daß ein paar Villen zuwachsen oder die Straßen sich mehrten. Für uns ist es in seiner Neuheit ergreifend wie die alten farbigen Stiche in ihrer ein wenig vergilbten Anmut; das Franzisco-Josephinische wird eine nahe Zeit schon hier ganz versteinert finden, diese leichte Verschamtheit, das gute Genießen, die rasch zufriedene Behaglichkeit einer verstorbenen Welt, deren grausame Todeszuckungen wir alle gesehen und gefühlt. Und man wünscht, nichts möchte an diesem anmutigen Bilde sich rühren (für das man gerne an Rudolf v. Alt denkt), nichts sich verbessern, alles so bleiben, ohne zu altern und ohne sich zu erneuern: denn hier fügt sich in eine reine und gar nicht überschwengliche Landschaft das Stadtbild so fügsam ein, daß jede Verbesserung Gewalttat wäre. Und man ahnt, daß die neuen Menschen schon mit ihrer Gegenwart hier vieles verderben, alles so bleiben, ohne zu altern und ohne sich zu erneuern: denn hier fügt sich in eine reine und gar nicht überschwengliche Landschaft das Stadtbild so fügsam ein, daß jede Verbesserung Gewalttat wäre. Und man ahnt, daß die neuen Menschen schon mit ihrer Gegenwart hier vieles verderben, alles so bleiben, ohne zu altern und ohne sich zu erneuern: denn hier fügt sich in eine reine und gar nicht überschwengliche Landschaft das Stadtbild so fügsam ein, daß jede Verbesserung Gewalttat wäre.

Unermeßlich weit ist in diesen wenigen Jahren der Kontrast zwischen Stadt und Land geworden, zwischen Wien und der Provinz: der Krieg, der Entscheidungen zur ganzen Grausamkeit der Schärfe heraufschämert, hat zwischen diese beiden Welten, die sich früher zur Harmonie ergänzten, eine unerbittliche Scheidewand gezogen. Die Liebe zum Bestehenden, zum Besitz, zur Gewohnheit hat sich eher an der Erde verankert, indes die Stadt sich den Verwandlungen mitverwandeln hingibt. Unmerklich hat sich die Nähe im Raum in eine erstaunliche Ferne des Fühlens verändert: der Mensch der Maschine und der Mensch der Natur gehören kaum mehr gleichem Gesetz, ein anderer Rhythmus der Existenz beherrscht die große Stadt und die ländliche Welt. Man mag diesen Zwiespalt beklagen und besonders die unnötige Feindseligkeit, mit der er in jüngster Zeit geäußert wird. Aber man kann ihn nicht mehr verneinen oder verstecken. Das Land und die kleinen Städte wollen bleiben, was sie sind, inmitten einer gleichbleibenden Natur, sie widerstreben jenem plötzlichen Vereinheitlichungsfuror, jener Mechanisierung der Existenz, aus bewußtem Selbsterhaltungstribe, indes die Großstadt, um nicht abzustorben, sich ewig neue Formen erschaffen muß. Es nützt wenig sich gegen Unabänderliches zu ereifern: der Sinn dieser Absperrung reicht weit über den Anlaß der Lebensmittelknappheit hinaus bis in die geheimnisvollen Wurzeln des gegenwärtigen Augenblicks, der voll Entscheidungen ist für den Staat wie für den Einzelnen; in diesen Tagen erleben wir die gewaltigste Umwandlung des vaterländischen Begriffes, wie er einschmilzt von einem großen Staatsgefühl erst in einen kleinen Heimatstolz, dann immer enger in Provinz, Land und Stadt. Und man kann nur hoffen, daß er dann plötzlich, von der eigenen Enge bedrückt, plötzlich überschäumt, aber nun zum letzten Ziele jenseits der Sprachen, Rassen und Nationen in den geeinten europäischen Geist.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Williams Verlags, Zürich.

